

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sieg der Kindesliebe

[urn:nbn:de:bsz:31-361837](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-361837)

weit herangewachsen, daß sie bei einer braven Herrschaft in Dienst treten konnte. All mein Sorgen und Streben ging nun dahin, meinem Lehrherrn Freude zu machen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit mein Gewerbe gründlich zu erlernen. Als die Lehrzeit vorüber war, blieb ich noch zwei Jahre bei meinem Herrn und erhielt einen reichlichen Lohn, von dem ich etwas bei Seite legen konnte; denn niemals bin ich den Lustbarkeiten hold gewesen und nie den kostspieligen Vergnügungen der leichtsinnigen Jugend nachgelaufen. Nun aber mußte ich, auf den Rath meiner Freunde, hinaus in die Welt, in die weite Welt, mußte reisen, und diente etliche Jahre in einer sehr großartigen Handlung zu Wien. Da erhielt ich ganz unverhofft einen Brief von meinem lieben Lehrherrn, der mich inständig bat, alsogleich zu ihm zu kommen, weil er meiner sehr bedürftig wäre. Ohne Säumen entsprach ich dem unerwarteten Wunsche, fand leider aber den edeln Mann in einem Zustande, der mich tief betrübtete: ein Schlaganfall hatte ihm die ganze linke Seite gelähmt! In seinem Geschäfte bedurfte er jugendlicher Unterstützung, da er selbst keine Söhne, sondern bloß eine einzige Tochter hatte.

„Ich übernahm die Leitung des ganzen Magazins. Weil meine Ersparnisse nach und nach herangewachsen waren, so sagte mein Lehrherr eines Tages zu mir: „Du kannst dein Geld noch besser und vortheilhafter anlegen, als in der Sparkasse; ich will dich als Theilhaber in meinem Geschäft annehmen, und es dir überlassen, ob du dasselbe noch erweitern willst.“ So wurde ich von einem Diener auf einmal Theilnehmer einer einträglichen Handlung. Doch mein Glück sollte noch größer werden. Bald durfte ich meinen Lehrherrn als zweiten Vater umarmen, denn er gab mir seine gute, liebe Tochter zur Gattin, und stille, häusliche Freuden wurden mir bisher immer reichlich zu Theil!

„Sehet ihr, liebe Freunde, auf diese Art hat der gütige Gott mich weise und liebevoll geführt und mein Schaffen und Wirken gnädig gesegnet. Thue das Deine, und Gott thut das Seine. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sind die wahren Quellen eines sichern Wohlstandes, und darf man sich dabei des Segens Gottes erfreuen, so werden aus Pfennigen nach und nach Thaler.“

Sieg der Kindesliebe.

(Freundesgabe, mit einer Abbildung.)

„Immer fleißig, Herzenweibchen, immer

beschäftigt! Aber was in aller Welt zerschneidest du denn da? Ist's nicht dein Hochzeitkleid?“ Also fragte Wilhelm, ein wacker Arbeiter, den eben die Feierabendstunde nach Hause gerufen hatte. Frau Bertha, der diese Fragen galten, schaute ihn lächelnd an und sagte: „Ei freilich ist's mein Hochzeitkleid; ich bringe dem Liebsten das Liebste und Beste zum Opfer. Wirst du mich deswegen tadeln, lieber Wilhelm?“ „Ich verstehe nicht wo du hinaus willst, sagte Wilhelm, und warum du dein schönes, kostbares Brautkleid zerschneidest.“

„Sollst's gleich erfahren,“ vertröstete Bertha, doch weiß ich etwas anderes, das mehr Eile hat. Da, zieh' deine schweren Schuhe aus und schlüpe in die Pantoffeln; ich will unterdessen das Nachtsessen auftragen, und dann soll deine Neugierde befriedigt werden, die dir am Ende gar den Appetit raubt. Nun, ich hoffe, du wirst mit mir zufrieden sein.“ Mit diesen Worten legte sie ihre Arbeit zusammen, ging hinaus in die Küche und bald dampfte die kräftige Suppe auf dem bescheidenen Tische.

„Wo ist denn unser Hännchen?“ fragte Wilhelm.

„Drüben bei ihrer Schulkameradin, berichtete Bertha, die Nachbarin hat mich, ihr unser Töchterlein auch beim Nachtsessen zu lassen.“

Ziemlich ungeduldig hartte Wilhelm der versprochenen Erklärung, und das Essen wollte ihm nicht recht munden. Dieß merkte Frau Bertha wohl, und sagte drum lächelnd: „Ich sehe schon, ich muß dir den Stein rasch vom Herzen nehmen, damit die Eglust kommt. Mein Hochzeitkleid ist allerdings schön und kostbar, paßt aber vielleicht nicht ganz zu unser jetzigen Lage und zu meinem übrigen Anzug. Eine arme Handwerkersfrau würde sich nur lächerlich machen, wenn sie sich darin spreizen wollte. Zudem braucht Hännchen gegenwärtig allerlei, und Niemand wird mir's verargen, wenn ich ihr aus meinem Brautkleid einen vollständigen Anzug verfertige, nebst warmer Kopfbedeckung, die höchst nothwendig ist im strengen Winter.“

So ganz zufrieden schien Wilhelm eben nicht mit dieser Erklärung, doch drückte er seinem lieben, häuslichen Weibchen die fleißige Hand und sprach nach erstem Sinnen und mit einem tiefen Seufzer: „Wer hätte es gedacht, als ich noch Werkmeister war in der großen Fabrik und um dich freite, daß wir einmal in so dürftige Umstände kommen würden, die dich nöthigen auf dein Hochzeitkleid zu verzichten, um unserm Töchterlein einen Anzug daraus zu verfertigen.“

„Gott sei Dank, so arm sind wir doch nicht, mein Lieber, entgegnete Bertha, du hast ja, nach deiner langen Krankheit und dem Untergang der Fabrik, wieder Arbeit gefunden. Mit unsrer Gesundheit sieht's gut; wir haben das tägliche Brod; unser Hännchen blüht und gedeiht wie eine Blume des Feldes und wir lieben uns nicht weniger herzlich und innig als da wir noch in vornehmeren Verhältnissen standen. Danken wir Gott dafür, lieber Wilhelm; Er hat uns der Welt ferner, Ihm aber näher gebracht.“

Wilhelm umarmte sein treues, frommes Weibchen mit tiefer Rührung. An ihrer Seite vergaß er des Tages Last und Hitze, und fühlte sich noch glücklicher, als das Töchterlein nun heimkam und mit kindlicher Lebhaftigkeit von den genossenen Freuden in der Nachbarsfamilie erzählte.

An den folgenden Tagen war Frau Bertha nicht minder emsig in ihrer Arbeit, nur räumte sie dieselbe sorgfältig bei Seite, bevor Wilhelm heimkehrte, um ihm trübe Erinnerungen zu ersparen. Doch am Sonntag, als er zum Kirchengang sich anschickte, da sprang das blühende, muntere Hännchen herbei in ihrem neuen Anzug, und fragte lächelnd den Vater: „Darf ich mit di. gehen?“ Wilhelm's Augen strahlten vor Freude; so hübsch hatte ihm Bertha selbst als Braut nicht geschienen. Er küßte herzlich das Töchterlein und sagte: „Hast auch der guten Mutter recht gedankt für dieses schöne, neue Kleid?“ „Ja wohl, antwortete Hännchen, und ich werde ihr noch oft dafür danken.“ Und nun ging's zur Kirche.

Nach dem Mittagsmahl nahm Wilhelm seine Sonntagsfreude vor; so hieß er folgende Beschäftigung. Zuerst mußte Hännchen ihm ihre Schreibhefte zeigen, in denen er genaue Musterrung hielt, und sich gewöhnlich freuen durfte über die Fortschritte seines Töchterleins. Dann ließ er sie das wiederholen, was sie in der vergangenen Woche gelernt hatte. Heute dauerte das Examen dem lebhaften Mädchen etwas allzulang, denn der Nachmittag war schön, und Nachbars Selma sollte sie zum Spaziergang abholen.

Leichtfüßig und heiter sprangen bald die beiden Mädchen davon. Bei Hännchen durfte die neue Kapuze, oder Capuchon, nicht fehlen, denn draußen blies ein scharfer Wind. Der Vater hatte keine Lust zum Spaziergang. Er nahm aus dem Wandschrankchen einige Papiere, Linde und Feder, um mehrere Gedanken niederzu-

schreiben. Dieß war seine Erholung am Sonntag, damit er das früher Erlernte nicht vergäße. Die Mutter las in einem erbaulichen Buche, und so entschwand die Zeit recht angenehm. Da ward an die Thüre geklopft, und herein trat Herr Blizmann, auch ein Handwerker, der, obgleich etwas vornehmer thugend, doch gerne mit dem verständigen Wilhelm sich unterhielt.

Blizmann war eine feurige, nur allzu rasche Natur. Er sprach gern von Allem, besonders aber von Politik, mit großer Leidenschaftlichkeit, und ließ Meinungen und Urtheile laut werden, denen Wilhelm nicht immer beistimmen konnte.

Wilhelm bewohnte eine kleine deutsche Kreisstadt, in welcher ein gewaltiger, sehr gefürchteter und darum auch verhaßter Bürgermeister das Regiment führte. Offen gegen ihn aufzutreten, das wagte Niemand; doch im Stillen kochte der Ingrim. Der vorhin genannte Blizmann, war des gestrengen Bürgermeisters heftigster Gegner hinter dem Rücken, und regte gern die Klagen auf wider seine Tyrannei. Sobald das Gespräch über diesen Punkt ins Stocken gerieth, verstund er's mit boshaftem Sinn Del ins Feuer zu gießen.

Als nun Blizmann Platz genommen hatte neben Wilhelm, musterte er neugierig die auf dem Tische liegenden Papiere. „Was haben Sie denn da geschrieben, darf man's lesen?“ fragte er, und hatte schon die Schrift in der Hand, ehe Wilhelm geantwortet. Es war ein Aufsatz über „Knechtschaft und Freiheit“, bloß allgemeine Gedanken, ohne Anspielung auf Diesen oder Jenen. Blizmann las das Geschriebene mit sichtbarem Vergnügen, während Wilhelm über und über erröthete.

„Das ist ja ganz vortrefflich gedacht und verfaßt! lobte er; wahrhaftig, Sie sollten ein Buch schreiben und drucken lassen!“ Dieses schmeichelnde Lob glitt wie Gift in Wilhelm's Seele, und er konnte nicht Nein sagen, als der Versucher um Erlaubniß bat, den köstlichen Aufsatz mitzunehmen und seiner Frau vorlesen zu dürfen.

Mit der Schrift in der Tasche verabschiedete sich Blizmann. Kaum war er fort, so lag's wie ein Stein auf Wilhelm's Herzen; eine ihm unzugreifliche Angst überfiel ihn. „Nein, sagte er, ich hätte dem vorwitzigen Menschen meinen Aufsatz nicht lassen sollen, wie unklug von mir! Hätte ich doch nur Alles gleich weggeräumt bei seinem Eintritt!“

„Beruhige dich, lieber Wilhelm, tödste die

Gartin, wenn's dir Freude macht, will ich dem Manne nacheilen und die Schrift zurückfordern! — „O ja, thue das, meine Liebe“, sagte der von Angst Gequälte, indem er sich gedankenvoll die Stirne rieb. Kaum war Bertha fortgegangen, so warf er in seinem Unmuth und in seiner unerklärlichen Bangigkeit all die Aufsätze, an denen er seit Jahren mit Vorliebe fleißig gearbeitet, ins Feuer, und in einem Nu war bloß noch etwas Asche davon übrig. Berthas Heimkehr verzögerte sich, und erst nach einer Stunde, die dem Armen eine Ewigkeit geschienen, kam sie zurück.

Herr Blizmann war nicht nach Hause gekommen, und seine Frau wußte daher auch nichts von dem Aufsatz. Sie schickte sogleich die Magd fort, um ihren Mann aufzusuchen, und die fand ihn im Kaffeehause in wortlauter Gesellschaft, Wilhelms Schrift in der Hand. Auf ihr dringendes Bitten kam er sogleich heim und gab Frau Bertha Wilhelms Arbeit zurück, nicht ohne sich lustig zu machen über seine kindische Angst. „Da hast du nun deinen Aufsatz wieder, mein Lieber“, schloß Bertha ihren Bericht. Der wäre denn auch gleich in den Ofen gewandert; doch sie wollte ihn auch lesen, um sich zu überzeugen ob's denn wirklich ein so gefährlich Ding sei. Sie fand ihn nicht im Mindesten verfänglich oder ansößig, und beruhigte damit den gequälten Gatten.

Jetzt kam das Töchterlein vom Spaziergange zurück. Lächelnd bot sie den lieben Eltern ihre kalten, hochrothen Backen zum Kusse dar, zog den Capuchon ab und trat plaudernd und erzählend an's Fenster.

„Ei, sieh doch da! rief Hannchen plötzlich, zwei Landjäger kommen zu uns! Sie haben mich eben gar scharf und böß angeschaut!“ In ihrer Angst nahm sie rasch die Kapuze von der Kommode, auf welche die Mutter vorhin auch den verwünschten Aufsatz gelegt hatte, der zufällig darunter gerathen war und so mit der Kapuze auf des Töchterleins Kopf wanderte.

Jetzt traten die Landjäger in die Stube. Auf Wilhelms ziemlich beklommene Frage, was sie herführe, sagte der Eine: „Im Kaffeehaus ist vorhin ein Aufsatz öffentlich vorgelesen worden, dessen Verfasser Ihr seid. Auf hohen Befehl des Herrn Bürgermeisters, sollt Ihr uns diesen Aufsatz und Eure sonstigen Schriften verabreichen.“

„Ich habe nichts gegen die Obrigkeit geschrieben, gab Wilhelm entschlossen zur Antwort, und noch viel weniger Jemanden erlaubt

etwas, als von mir verfaßt, öffentlich zu verlesen. Hier muß ein Irrthum obwalten!“

„Das wird sich zeigen, meinte der Landjäger; wo habt Ihr Eure Schriften? Wenn Ihr Euch weigert, sie freiwillig herauszugeben, so haben wir Befehl, strenge Haussuchung zu halten.“

„Macht was Euch gut dünkt, sagte Wilhelm, ich habe nichts auszuliefern.“

Somit fingen die Gerichtsdienner an, überall umher zu stöbern; alle Schiebläden, alle Geräthe, alle Ecken wurden genau besichtigt. Dieß dauerte wohl eine Stunde lang, doch nichts Verdächtiges wurde gefunden, und die Männer entfernten sich mit dem Versprechen, einen für Wilhelm günstigen Bericht abzustatten.

„Wo in aller Welt mag nur der verwünschte Aufsatz hingekommen sein, wunderte sich Wilhelm, ich war in der peinlichsten Verlegenheit und im freudigsten Staunen zugleich, als ich die Schrift nicht mehr auf der Kommode liegen sah.“

Jetzt nahm Hannchen ihren Capuchon wieder ab, und siehe, der vermiste Aufsatz fiel drunter hervor. „Schnell zu den andern in den Ofen! rief Wilhelm, denn die Landjäger könnten noch einmal kommen.“

Groß war die Freude und der Dank, der drohenden Gefahr so glücklich und wunderbar entronnen zu sein.

Am folgenden Montag war herrliches Winterwetter und dazu noch das Geburtsfest der geliebten Lehrerin; daher auch keine Schule, wohl aber ein schöner Spaziergang in Aussicht. Wir wollen die jubelnden Schülerinnen erst auf dem Rückwege nach der Stadt begleiten. Hannchen und ihre Gespielin Selma gingen die Letzten, denn diese wollte im Vorbeigehen eine an der Straße wohnende Tante begrüßen. Sie waren noch ziemlich weit von der Stadt entfernt, da hörten sie plötzlich Pferdegalopp und zugleich ängstlichen Hülfesruf. Bald gewahrten sie ein scheues Roß, das wild daher rannte. Die auf ihm sitzende, sehr junge Reiterin, vermochte nicht es zu bändigen, und war in großer Gefahr herunter zu stürzen. Weit hindendrein kam ein Reiter nach, des Mädchens Begleiter. Ohne die Gefahr zu bedenken, der sie sich aussetzte, trat Hannchen dem Pferde fest entgegen, das jählings sich umwandte. Die Reiterin glitt aus dem Sattel, fiel zu Boden und alsobald floß über ihr Antlitz das Blut einer durch den Sturz erhaltenen Kopfwunde. Beide Mädchen waren sehr bestürzt, allein Hannchen verlor doch die Fassung nicht. Rasch machte sie eine Binde aus

ihrem weißen Schnupstuche, verband damit die unbekannte Reiterin, und da diese beim schnellen Zagen ihr Hüthen verloren hatte, so nahm die kleine Samariterin ihren warmen Capuchon vom Kopfe und bedeckte damit die Verwundete, welche sprachlos, doch mit dankendem Blick zu ihr auf sah. Mittlerweile war des Fräuleins Begleiter in großer Angst herbeigekommen, mitsammt dem eingefangenen, nun wieder ruhigeren Pferde, das ein Reisender, der eben der Stadt zuschritt, am Zügel führte. Der junge Reiter stieg ab, hob das Fräulein auf sein eigen Pferd, dankte mit kurzen Worten den beiden Mädchen für ihren menschenfreundlichen Beistand, und der ganze Zug kehrte jetzt langsam in die Stadt zurück. — (Siehe die Abbildung.)

Als Hannchen nach Hause kam, war der Mutter erste Frage: „Wo hast du denn deinen Capuchon gelassen?“ Nun erzählte das Töchterlein die ganze Geschichte von dem wilden Pferd und der verwundeten Reiterin, doch, wie diese gewesen, wie sie heiße, das konnte sie nicht sagen; in ihrem Diensteifer war's ihr nicht in den Sinn gekommen, darnach zu fragen. Nach Hannchens Namen sich zu erkundigen, hatte der Begleiter des Fräuleins auch in seiner Eile ganz vergessen, also daß der neue Capuchon wohl als verloren konnte angesehen werden. Dieß gab denn eine kleine Verstimmung, die jedoch nur kurze Zeit dauerte, weil die Eltern den geleisteten Beistand gerne höher anschlugen als den Berth des verlorenen, freilich sehr nöthigen Capuchons.

Am folgenden Tage kam ein junger Herr in die Mädchenschule; Selma und Hannchen erkannten sogleich den Begleiter der jungen Reiterin, der auch bald, die Schülerinnen aufmerksam musternd, Wilhelms beherztes und mitleidiges Töchterlein herausfand. Nach einigen erklärenden Worten, an die Lehrerin gerichtet, sagte der junge Herr zu Hannchen: „Meine Mutter und meine Schwester bitten dich, zu uns zu kommen, damit sie dir für deinen gestrigen Liebesdienst persönlich danken können und dir Schnupstuch und Kopfbedeckung zurückgeben.“

„Das muß ich vorerst meiner Mutter sagen, meinte Hannchen etwas verlegen erröthend, wie auch, zu wem ich gerufen werde.“

„Nun denn, zu der Familie des Bürgermeisters, antwortete lächelnd dessen Sohn; es ist freilich wahr, gestern hatten wir vor Angst und Schrecken nicht Zeit, um nähere Bekanntschaft mit einander zu machen; doch heute sind wir ruhiger und gefasster.“ —

Wie wurde nun Hannchen um die ihr bevorstehende Ehre beneidet! Ihrer Mutter jedoch war's ordentlich bange davor. Sie zog ihr bestes Gewand an und begleitete mit klopfendem Herzen ihr Töchterlein in des Bürgermeisters stattliches Haus. Die Bürgermeisterin war eine vortreffliche, liebenswürdige Dame. Sie empfing die Arbeiter'sfrau mit vieler Achtung und sprach ihren Dank mit inniger Rührung aus. Von einer Belohnung für Hannchens muthigen Beistand sprach sie nicht; nur wünschte sie, ein so liebes und anspruchloses Mädchen möchte die Freundin und Gesellschafterin ihrer Tochter werden, und bat daher Frau Bertha, Hannchen so oft als möglich zu erlauben, einen Besuch in ihrem Hause zu machen.

Seelenvergnügt kehrten Mutter und Tochter wieder heim, obgleich der zurückerbaltene Capuchon leichten Schaden erlitten. Wilhelm hörte ziemlich ruhig ihren freudigen Bericht an, hielt wenig auf die ferneren Einladungen, und wünschte sogar, daß der ganzen Sache nicht mehr gedacht werde. Doch völlig unerwartet wurde auch er bald zum Bürgermeister gerufen, was ihm gar nicht recht einleuchten wollte, allein er konnte nicht anders als Folge leisten.

„Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, sagte der gestrenge Herr, und obgleich Sie mir als Widersacher jüngst verdächtigt worden, so muß ich doch bekennen, daß der Vater eines so edelmüthigen Kindes selbst ein edler Mann sein muß und meiner vollkommenen Achtung werth.“

Dieser unverhofften, höflichen Einleitung folgte nun ein lauges Gespräch, denn ein Wort gab das andere, in welchem auch des verbrannten Auffazes erwähnt wurde. Wilhelm nahm kein Blatt vor den Mund und sprach mit natürlicher Offenherzigkeit seine Gedanken aus, aber bescheiden und anständig, und siehe „ein gutes Wort fand seinen guten Ort!“ Wohl zuckte es bisweilen um die Lippen und in den Augen des Bürgermeisters ob der ungewohnten Antworten und Erklärungen des gemeinen Arbeiters, doch beim Abschied reichte er dem freimüthigen Manne die Hand, bat um seine Freundschaft und lud auch ihn ein zum öftern Besuche. —

Von jetzt an gestalteten sich die Verhältnisse der armen Familie ganz anders. Sobald ihre Tochter sich von dem gehalten Schrecken wieder erholt und die Kopfwunde keine Schmerzen mehr verursachte, ließ die Bürgermeisterin Hannchen holen. Elisa war ein sehr artiges Mädchen, doch

unbekannt in der Kinderwelt, weil sie von einer Hauslehrerin Unterricht erhielt und daher die öffentliche Schule nicht besuchte. Sie war etwas jünger als ihre neue Freundin, der sie mit dankbarer Freude entgegen kam. Während die Mädchen genauere Bekanntschaft machten, und Elisa ihre Bilderbücher und andere Siebensachen hervorholte, unterhielt sich die Bürgermeisterin mit Hannchens Mutter. Auch sie hatte ihr allerlei zu zeigen und von manchen wichtigen, den Haushalt betreffenden Dingen zu sprechen, wie solches unter braven Hausfrauen wohl vorkommt. Die Folge von dem allen war, daß Hannchen an Elisas Unterricht Theil nehmen sollte, damit sie durch eine Freundin im Lernen aufgemuntert würde, und daß Frau Bertha gebeten wurde, der Bürgermeisterin ergiebige Dienste als geschickte Näherin zu leisten. Sogar Vater Wilhelm sollte, durch des Bürgermeisters Vermittlung, bessern Lohn erhalten in einer andern Werkstätte; weil aber eigennütziges Untreuerwerden seine Sache nicht war, so blieb er bei seinem alten Meister, der ihn nur um so mehr dafür achtete.

Hannchen lernte mit großem Eifer, denn in vielen Stücken war Elisa weiter voran als sie; allein sie hatte sie bald eingeholt, und nun übten sie sich um die Wette. Hannchens guter Einfluß auf des Bürgermeisters Tochter machte den Wunsch rege, sie ganz, als Schwester, ins Haus zu nehmen; doch die Eltern konnten's nicht über's Herz bringen sich von ihr zu trennen.

Nun kam aber die Zeit, daß Elisa in ein Pensionnat der Hauptstadt eintreten sollte. Von ihrem lieben Hannchen wollte sie durchaus nicht lassen, und so geschah's, daß, nach vielem und dringendem Bitten und Zureden des Bürgermeisters und seiner Gattin, die Erlaubniß gegeben wurde, Hannchen dürfe ferner noch Elisas treue Mitschülerin sein. Wie wehe der Abschied den guten Eltern that, und wie sie sich dann so allein fühlten, können nur Diejenigen recht begreifen, die selbst Kinder in der Fremde haben. Wohl weinten die beiden Mädchen auch, doch trösteten sie sich mit den zweimal im Jahre wiederkehrenden Ferien. —

Drei Jahre vergingen schnell in der Erziehungsanstalt, nach deren Verlauf Elisa und Hannchen ihren Lehrerinnen ein letztes Lebewohl zuriefen. Mit mancherlei Kenntnissen ausgestattet, im Besitz all der schönen und feinen Manieren, die man der weiblichen Jugend in den Pensionnaten beizubringen sich bemüht, als

lieblich blühende Jungfrauen, kehrten sie in die Vaterstadt zurück. Auch jetzt noch sollte Hannchen immer um Elisa sein; solches war nicht allein die freundliche Einladung der Eltern, sondern auch der geheime Wunsch Roberts, des uns schon bekannten Bruders, dessen Herz und Sinn von Hannchens Schönheit und Anmuth bezaubert und gefesselt wurden. Doch Wilhelm und Bertha begehrten ernstlich, ihre Tochter jetzt wieder bei sich zu haben, um so mehr da, seit einiger Zeit, der Vater öfters kränkelte.

Hannchens Eltern konnten nicht so recht von Herzen dankbar sein für die ihr zu Theil gewordene vornehme Erziehung, denn jetzt war sie als Fräulein gewöhnt, die gemeinen, profaischen Hausarbeiten, als Kochen, Waschen, Putzen, andern Leuten zu überlassen. Auch verschonte die gute Mutter sie damit soviel wie möglich; der ernste Vater aber schüttelte gar oft bedenkligh den Kopf und meinte: „Wir haben gefehlt! unser Kind hätte in einen Dienst treten sollen, und nicht in ein Pensionnat; dieß wäre weit besser für sie gewesen; sie fühlt sich nun bei uns nicht glücklich.“

Daß Hannchen oft zu Elisa ging und in des Bürgermeisters Haus der schönen und angenehmen Stunden viele verlebte, das versteht sich leicht. Da wurde gescherzt, gelacht, gesungen, muscirt und Ausflüge vor die Stadt gemacht, bei denen Robert der stete Begleiter war, und wodurch seine Liebe zu der Tochter des Arbeiters immer glühender ward. Eines Abends aber, als die fröhliche Gesellschaft vom Spaziergang zurückkam, herrschten Bestürzung und Trauer und Jammer im Haus. Von einem heftigen Schlaganfall getroffen, war der Bürgermeister plötzlich gestorben.

Hannchen und ihre Eltern nahmen herzlichen Antheil an diesem so schnell hereingebrochenen Unglück, und um die betrübte Freundin zu trösten, besuchte die Jungfrau sie noch häufiger als vorher, und das geheime Band, das auch zu Robert unwillkürlich sie hinzog, ward immer stärker. Doch bald kam für diesen ebenfalls die Stunde des Scheidens; er sollte seine Kenntnisse in der Hauptstadt erweitern und dann des Vaters Nachfolger in der bedeutenden Handlung werden. Roberts Leidenschaft für Hannchen erkaltete nicht durch die Entfernung; er unterhielt sie durch einen lebhaften Briefwechsel mit der Geliebten. Als gute Tochter hatte Hannchen groß Unrecht, ihres Herzens Neigung vor den Eltern geheim zu halten, die aber trotzdem längst schon etwas gemerkt hatten; doch wollten

en sie in die
 solte Hans
 s nur nicht
 der Eltern,
 loberts, des
 m Herz und
 ad Amm
 ch Wilhelm
 die Tochter
 mehr do,
 anleite.
 so recht von
 heil geme
 gt war sie
 n, profais
 Waschen,
 Nach ver
 soviel wie
 ete gar oft
 Die haben
 Dienst treten
 dieß mür
 lt sich un

 und in de
 und angene
 verlegt fu
 , gesungen
 dr gemacht
 war, und
 es Arbeit
 es aber, al
 bergang zu
 und Trane
 em heftigen
 ürgermeister

 et herzlichen
 gebrochenen
 idin zu tre
 bäufiger als
 das auch je
 ward immer
 ebenfals die
 eine Kennt
 und dann die
 enden Hand
 für Hantche
 ung; er unter
 verwechsel mit
 ante Hantche
 ung vor der
 aber trogden
 ; doch wollten



Sieg der Kindesliebe.

sie nicht voreilig auftreten, sondern begnügten sich, Hannchen im Stillen zu überwachen.

Aber jetzt kam auch der Tag der Trauer für die Arbeiterfamilie. Wilhelm unterlag seiner anhaltenden Krankheit, und Bertha stand allein da mit ihrer Tochter. Der tiefe Schmerz über den Verlust des treuen Gatten, untergrub ihre Kraft und ihre Gesundheit so sehr, daß es ihr unmöglich war, sich ferner mit ihrer Hände Arbeit zu erhalten. Wohl hätte ihre Gönnerin, die Wittwe des Bürgermeisters, sie nicht verlassen, allein es hielt schwer, die zartfühlende Frau eine Unterstützung annehmen zu machen. Natürlich war's nun an Hannchen ihre Mutter nach besten Kräften zu erhalten; sie sprach auch oft davon und hegte den Wunsch, eine Stelle als Lehrerin oder Gouvernantin anzunehmen. Leider führte sie ihren Briefwechsel mit Robert fort, und Frau Bertha, die solches wohl merkte, hielt nun für nöthig der Geschichte ein Ende zu machen. Sie ermahnte ihre verblendete Tochter mit allem Ernst, mit aller Liebe und Schonung eines Mutterherzens, und unter heißen Thränen, dieser unglücklichen Leidenschaft zu entsagen. Auch Hannchen weinte, doch mehr aus Aerger als voll wirklich kindlicher Rührung. Sie schrieb dennoch an ihren Geliebten, zum letzten Mal, wie sie vorgab, und ihr Brief erfreute Robert höchlichst, denn er war ihm ein Beweis, wie lieb er der Jungfrau war und wie ungern sie ihm entsagte.

Bekanntlich ist in großen Städten die Sittenlosigkeit an der Lageordnung, und Mancher, der mit unbescholtenem Wandel angekommen, lernt bald mit den Wölfen heulen. So war's auch Robert gegangen. Nach und nach war sein Gewissen äußerst duldsam geworden, in Hinsicht der Zucht und Herzensreinheit, und den Gegenstand seiner glühenden Leidenschaft zu besitzen, wurde sein sehnlichster Wunsch.

Eines Tages erhielt Frau Bertha einen Brief von unbekannter Hand, in welchem ihrer Tochter die Stelle einer Hauslehrerin in der Hauptstadt angeboten ward. Die Bedingungen schienen vortheilhaft; sie sollte, falls sie dieselben annehmen wollte, unverzüglich abreisen. Die Abreise wurde beschlossen. Berthas Herz war voll Behmuth, daß sie nun auch von ihrer unerfahrenen Tochter sich trennen sollte; aber Hannchens Herz klopfte voll lebhafter, geheimer Freude, daß sie jetzt dem Geliebten näher gebracht würde. Darum auch war ihr Trost für die trauernde Mutter so kurz und so kalt! Sie ging in ihr Kämmerlein, um ihre Kleider und

Bücher einzupacken, während die arme Mutter mit rothgeweinten Augen ihre Wäsche in Ordnung brachte.

Als Hannchen jetzt so allein ein Kleidungsstück um das andere zum Verpacken in die Hände nahm, fand sie auch in einer Ecke des Schrankes den verhängnißvollen, längst vergessenen Capuchon, und siehe, dieses Andenken aus den Mädchenjahren hatte gar vieles ihr zu erzählen! Alle die lieben Erinnerungen tauchten wieder freundlich auf: Des Vaters verpönte Sonntagsgedanken, das Geburtstfest der Lehrerin, Elisas Sturz vom wilden Rosse, und früher, die Emsigkeit der Mutter, die so gern und liebevoll ihr bestes Kleid aufopferte, um ihre, nun so undankbare Tochter damit zu schmücken; der biedere, längst im Grabe ruhende Vater; kurzum, die ganze Vergangenheit trat in rührenden Bildern lebendig vor ihre Seele; eine geheime Stimme flüsterte ihr auch einige fromme und ernste Sprüche zu, die sie als sorgloses Mädchen gelernt. Da borst ihres Herzens harte Rinde; sie vergoß Thränen über welche die Engel im Himmel sich freuen, und eilte hinein zu der Mutter! Sie umhalste weinend und schluchzend die freudig Ueberraschte und rief: „Mutter, liebe, gute Mutter, dich verlasse dich nicht! Das Alte ist vergangen! Von heute an will ich mit dir und für dich leben, und treues Arbeiten mir zur Pflicht machen!“

Und dabei blieb es auch. Die unbekannte Familie in der Hauptstadt erhielt eine höfliche, doch abschlägige Antwort. Hannchen klebete sich wieder schlicht und bescheiden, und bemüdete sich durch ihrer Hände Arbeit den kleinen Haushalt zu versorgen. Selten, nur beiweilen des Sonntags, ging sie zu Elisa, und Robert wartete vergebens auf ein neues Lebenszeichen von ihr. Einmal wohl schrieb er noch, aber sein Brief kam ihm unerbroschen zurück. Er ärgerte sich anfangs zwar über sein schlechtes Geschick, doch nach reiflicher Erwägung sagte er: Hannchen ist und bleibt ein braves, tugendhaftes Mädchen, und ich kann ihren Entschluß nur loben. Sie hat ganz recht gehandelt!

Doch als er wieder heimgekehrt war ins Vaterhaus und die Leitung des ausgedehnten Handelsgeschäfts übernommen hatte, da fühlte er, wie Noth es thue, eine treue und sorgsame Lebensgefährtin an seiner Seite zu haben. Er schaute wohl umher unter den Töchtern der Stadt, allein sein Herz wußte ihm nur immer Eine zu nennen, und diese Eine war und blieb das arme Hannchen. Es war aber nicht so leicht

ihre Einwilligung zu erlangen, obgleich die erste Liebe noch mächtig ihre ganze Seele erfüllte. Endlich, nach langem Zögern, reichte sie dem bittenden Robert die Hand, und brachte, als Aussteuer und Mitgift, ihre theure Mutter in sein Haus, nebst dem unsehlbaren Segen Gottes, der den Kindern zu Theil wird, die ihre Eltern liebend unterstützen.

Eine Kleinigkeit kann oft helfen.

Solches hat Vater Hans bewiesen, ein Bauersmann aus der Umgegend von Rempten, im Allgau, droben beim bayerischen Bodensee, als er einst am Lorenzitag aus der Stadt in sein Dorf heimkehrte. Er hatte des Morgens seine beiden Knaben, den neunjährigen Hänfel und den vierjährigen Jakobel, mitgenommen nach Rempten, just nicht eben darum, weil's Markttag war, sondern vielmehr, weil's das Fest des heiligen Laurentius gewesen, des bekanntesten Menzpflegers der Kirche zu Rom, der seinen Glauben in der Christenverfolgung mit seinem Blute bezeugt hat, und zu dessen Ehre feierlicher Gottesdienst gehalten wurde in der großen Stiftskirche von Rempten.

In der Morgenfrühe hatten der Vater und die Söhnelein zu Hause noch mitsammen eine kräftige Milchsuppe geessen, und waren sodann den anderthalb Stunden langen Weg hineingegangen in die Stadt, ohne daß etwas Absonderliches vorgefallen. Bei der Ankunft in Rempten, ging's zuerst in die Stiftskirche, in der alles Großartige und Merkwürdige angestaut wurde. Es war halt ganz ein ander Ding als das einfache Kirchlein draußen im Dorfe. Die Dreie beteten in der Stille, wie's der Brauch ist. Bald fing die Predigt an, und Vater Hans, ein fleißiger Predigtbesucher, blieb mit den Söhnelein auch da, und ebenso beim feierlichen Hochamt. Der Hänfel und das Jakobchen mückten sich nicht während des langen Gottesdienstes, denn sie wußten gar wohl, daß Ungeduld nichts nütze, und daß man nach der Kirche zum Kronenwirth gehe, was wirklich auch geschah. Die Knaben wurden in der Krone reichlich belohnt für ihre ausdauernde Geduld. Jeder bekam ein Paar Würste und Kreuzerbröcklein. Zudem durften sie mehrmals einige Schlücke Bier trinken aus des Vaters Krug. Dieser ließ sich auch Wurst und Brod weidlich schmecken, und trank seine Maß Weißbier. Die Knaben waren glücklich, und auch dem Hans war's bei solchen Gelegenheiten überaus wohl zu Muth.

Nach dieser köstlichen, nicht sehr theuern Mahlzeit, gingen die Dreie auf den Markt. Der Vater hatte etliche Einkäufe zu machen für das Hauswesen, und die zwei Kameraden durften zuschauen. Sie getrauten sich nicht zu bitten, es möchte ihrer auch gedacht werden. Aber trotzdem vergaß sie der Vater nicht. Dem Jakobel kaufte er ein Wägelein, mit dem er daheim fuhrwerken durfte, dem Hänfel eine Pfeife, damit er beim Viehhüten sich die Zeit verpeifen könne. Die ganze Ausgabe belief sich nur auf etliche Kreuzer.

Nachdem man lange herumgegangen war auf dem Markte, viele Verwandte und Bekannte getroffen und ihnen zugerufen hatte: „Bist auch hier? Grüß dich Gott!“ und nachdem alle Geschäfte in der Stadt abgethan waren auf ein ganzes Vierteljahr lang, schickte man sich wieder an zur Heimkehr. Bereits hatte schon die vierte Nachmittagsstunde geschlagen. Die beiden Knaben, besonders Jakobchen, waren auf dem Herwege schon müde geworden, hatten jedoch über dem vielen Herumschauen und Beten in der Kirche, und über dem Würsterverzehren und den Herrlichkeiten des Marktes all ihre Müdigkeit vergessen. Und als nun Stadt und Markt, die schöne Stiftskirche und die vornehmen Häuser hinter ihrem Rücken lagen, da kehrte auch die Erinnerung an's Müdesein mit Macht zurück. Der Hänfel achtete nicht groß darauf, und hätte sich auch nicht getraut, nur davon zu schnausen, denn er wäre vom Vater ausgelacht worden, und, was noch wichtiger für ihn war, er hätte ihn ein andermal zu Hause gelassen. Jakobchen hinkte lange dem Vater und dem größeren Bruder nach, nahm dann des Vaters kräftige Hand in sein Pütschchen, damit's besser vom Fleck ginge, und als auch dieses nicht mehr ausreichen wollte, bat er ganz weinerlich und herzbrechend: „Vater, tragen! Vater, tragen!“

Dazu hatte der Hans aber keine Lust, und mochte das Söhnelein doch auch nicht so trübselig daherhinken sehen. Er simlirte ein wenig hin und her, und plötzlich kam ihm ein Mittel in den Sinn, das sich bald als köstlich und probat bewährte. „Wart', Jakobchen,“ rief er ganz ernsthaft, „da wollen wir gleich helfen; ich schaffe dir ein Roß, dann kannst du reiten!“

Er ging alsobald an den neben der Straße stehenden Heckenbusch, zog sein Messer hervor und schnitt einen prächtigen Stecken ab, an dessen dickes Ende er eine Schnur befestigte, und den er dem müden Söhnelein mit den Worten reichte: „Schau, da hast du dein Roß!“